Die Träume der Spitzmaschinen

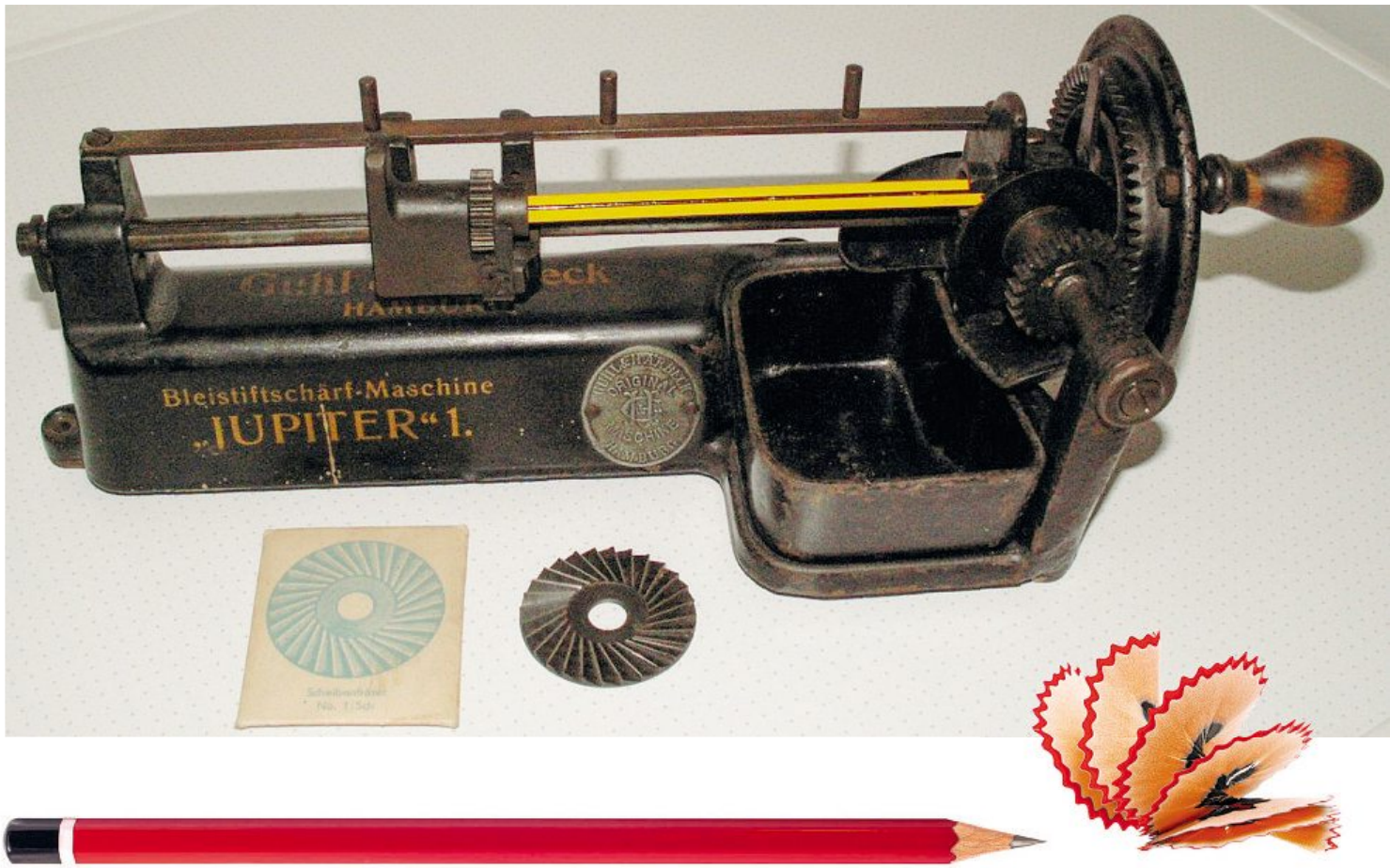


Foto: Wikimedia

Bleistiftspitzer und Spitzmaschinen sind Gebrauchsgegenstände, für deren Geschichte man sich nicht unbedingt interessiert – bis man plötzlich einen imponierenden oder verrückten Vorfahren zu Gesicht bekommt. Zum Beispiel in der Ausstellung «Spitzer!» in Appenzell. Wer sie gesehen hat, wird niemals mehr stumpfen Auges auf das kleine Wunderding namens Spitzer blicken.

von Andreas Nentwich

Zuerst eine dumme Frage und die kluge Antwort darauf. Frage: Was haben denn Spitzer mit Appenzell zu tun? Antwort: Erstens hat der Spitzer seit Urväterzeiten, lange vor Einführung des Frauenstimmrechts, überall in Appenzell Verwendung gefunden. Zweitens hat ein Appenzeller im Dietiker Exil namens Jürgen Moser Spitzer aus aller Welt zusammengetragen, nachdem er in seiner Eigenschaft als schulischer Materialverwalter eines Tages eine rätselhafte Maschine in der Hand hielt, die ihm keine Ruhe liess, natürlich eine Spitzmaschine. Drittens ist das Museum Appenzell, das jetzt 280 Spitzmaschinen und Spitzvorrichtungen aus Mosers phänomenaler Sammlung ausstellt (erweitert um ein antikes Modell, das der Ausstellung leihweise einzupflegen sich die Kantonalbank Appenzell AI nicht nehmen liess) gewissermassen das Nadelöhr zwischen Alltagsgeschichte und Sonderwelten des Geistes.

So viel zu den Spitzern und Appenzell. Jetzt müssen wir uns noch einen Bleistift besorgen, denn den braucht es als Daseinsgrund für den Spitzer, und dann können wir endlich auf diesen selbst kommen, auf seine Erfindung, Entwicklung und Vollendung und auf seine Sehnsüchte und Träume.

Die Spitze des Spitzbergs

Der Bleistiftspitzer, den Sie kennen, hat eine Öffnung, die sich kegelförmig nach innen verjüngt und in der eine Klinge sitzt. Sie drehen ihn mit der Hand um die Bleistiftspitze, die Klinge schält das Holz in feinen Blättern ab, bis die Spitze wieder spitz ist. Aber wegen diesem kleinen Metallding, das, fast unverändert

Flaggschiff aus Hamburg: «Jupiter I», 1920 (linke Seite). Klassiker: Caran-d'Ache-Modell mit Scheibenfräser, um 1935. Pionier: «Gem» mit rotierendem Sandpapier, 1886. Pionier: Eines von zwei elektrischen Modellen aus europäischer Produktion, um 1965.

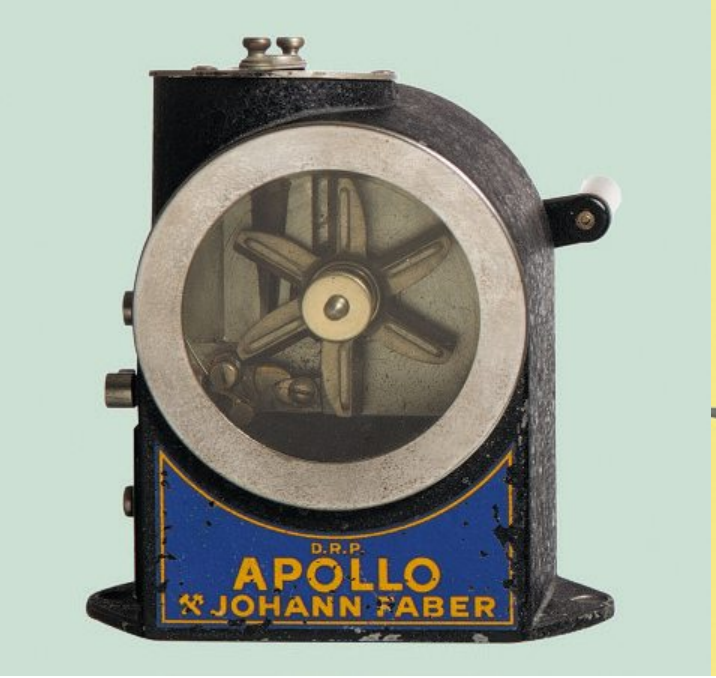
Fotos: © 2017, Museum Appenzell

seit rund 150 Jahren, fast jeden Wandel überlebt, reisen wir nicht nach Appenzell, sondern um zu sehen, was wir nicht einmal aus Träumen kennen: die Anspitzavantgarde, vollendet in der Technik und noch über die Vollendung hinausschiessend im Design.

Seit den 1880er-Jahren wetteiferten Ingenieure in den USA und in Europa um die zukunftsfähigste Spitzmaschine. Die einen vertrauten der Überlieferung und liessen Schleifpapiere rotieren. Die anderen liessen Scheibenfräser gegeneinander laufen. Die Klingenbewahrer aus dem Geist des Handspitzers, die auf Messersterne mit drei, sechs, acht Zacken schworen, und die Fortschrittspartei, die das Fräsprinzip auf Walzen mit schrägumlaufenden Schneidekanten übertrug, durften sich die Zukunft teilen: Wer an einer Spitzmaschine kurbelt, bewegt entweder eine Walze oder einen Messerstern und hinterlässt entweder parmesanartige Häufchen oder apfelschalenartiges Gekringel als Spitzabfall. Aber am Aussehen, da liess sich noch etwas machen! Das war bis dahin monströs gewesen, liess an Walzwerke, Stahlrösser, Panzer, Ozeandampfer, Nähmaschinen und mit Chirurgenbesteck bewaffnete Unterseeboote denken. Konnte eine Spitzmaschine nicht aussehen wie eine Spitzmaschine? Aber wie sah eine Spitzmaschine überhaupt aus?

Spitzer für ein künftiges Geschlecht

Vielleicht ist die Idee «Spitzmaschine» mit ihrem ungeheuren Aufwand um eine gewiefte Mechanik und einen kleinen Zweck einfach eine Bubenobsession? Buben erfinden Erfundenes, aber in der äusseren Gestalt einer viel grösseren Erfindung, die zumindest dem Aussehen nach weit in die Zukunft weist – beziehungsweise dem, was sich der Zeitgeist unter ihr vorstellt (das Fachwort dafür ist Futurismus). Wie auch immer: In den 1920er-Jahren hatten amerikanische Daniel Düsentriebe den Einfall, die Spitzmaschine zu elektrifizieren, anfangs durch Kombination eines mechanischen



Fotos: ©2017, Museum Appenzell

Schön sieht man den sechsteiligen Messerstern bei dieser «Apollo» (um 1925), das elektrische Modell von Toshiba (um 1970) spitzt Blistifte zukunftsfähig. Unten: Namenlos, alterslos, hungrig, böse und granatenscharf.

Fotos: omersukrugoksu, sharrocks, istock.com

Spitzers mit einem frei stehenden Motor. Bald war dieses Zweikomponentenmodell durch kompakte geschlossene Systeme abgelöst. Die elektrische Spitzmaschine: ein «auto-mobiler» Fortschritt, der im Mutterland der Bewegungsarmut bis in die 1960er-Jahre Blüten trieb und bald auch in Japan, dem Pionierland asiatischen Kopistenehrgeizes, aufgegriffen wurde.

Der elektrische Funke löste fast zwangsläufig auch gestalterisch ein Modernitätsbegehren und die entsprechenden Visionen aus. Vor allem von den 1950er- bis in die 1979er-Jahre arbeiteten amerikanische und japanische Designer daran, der Spitzmaschine eine formvollendet zukünftige Optik zu geben – und scheiterten glamourös. Auch die modernen Nachfahren der imperialistischen Bleistiftfresser sahen immer nur aus wie – etwas anderes. Also wie ein Haarföhn, eine Sofortbildkamera, ein Flipperkasten, ein Spielzeugraumschiff, eine Handlampe für Star-Trek-Pioniere, im Unglücksfall auch einmal wie ein orthopädischer Schuh. Der verzweifelte Höhepunkt war das Multifunktionsgerät: die Spitzmaschine, die jenes andere tatsächlich auch war, im Nebenjob Büchsen und Briefe öffnete, Messer schliff, ja sogar Radiogeräusche von sich gab.

Die Spitzmaschine an sich

In unseren Breiten allerdings, wo beim Bleistiftspitzen kaum jemand auf die abendländische Kulturtechnik der Handarbeit verzichten wollte, waren, von Ausnahmen abgesehen, die Prototypen letztlich schon Ende der 1930er-Jahre entwickelt, bis heute verknüpft mit Herstellern wie Staedtler und Caran d'Ache, wobei der schöne französische Firmenname aus Genf eine Art Designhülle um das russische Wort für Bleistift ist: «Karandasch».

Die ehrgeizigen Spitzmaschinen der Zukunft sind weitgehend Vergangenheit. Überlebt haben unsere heimischen Klassiker mit Trommel, Handkurbel, Abfallkasten, in denen Form und Funktion, Grösse der Aufgabe und Gerätegrösse eng beieinanderwohnen und also die Idee «Spitzmaschine» ihre gültige Gestalt gefunden hat, mit einem Wort: Spitzmaschinen, die wirklich wie Spitzmaschinen aussehen und sonst nichts. Also beispielsweise wie ein kleiner Betonmischer mit einem Anteil von eiserner Lunge, Tesaabroller und Desinfiziertrommel.

Die Ausstellung ist Montag bis Freitag von 10 bis 12 Uhr und von 13.30 bis 17 Uhr, am Wochenende von 11 bis 17 Uhr geöffnet und noch bis zum 5. November zu sehen. Im November ist die Öffnungszeit Dienstag bis Sonntag von 14 bis 17 Uhr. Informationen unter *www.museum.ai.ch* oder *Tel. 071 788 96 31.* ■